

Volkstimme

Sozialdemokratisches Organ für den Regierungsbezirk Magdeburg.

Die „Volkstimme“ erscheint täglich abends (mit Ausnahme der Sonn- und Festtage) mit dem Datum des folgenden Tages. — Verantwortlicher Redakteur (einschließlich der Unterhaltungsbeilage „Die Nacht“): Emil Müller, Magdeburg. Verantwortlich für Anzeigen: Wilhelm Lindau, Magdeburg. Druck und Verlag von W. Bannich & Co., Magdeburg, Br. Mühlstr. 3. — Preis für den Abonnenten: Inland 1867, Redaktion 1794, Verlag und Druckerei 961. — Zeitungspreisliste Seite 421.

Bezugspreis: Vierteljährlich einschl. Zustellung 2,25 Mk., monatl. 80 Pf. Beim Abholen von der Expedition und den Ausgabestellen vierteljährlich 2 Mk., monatl. 70 Pf. Bei den Postanstalten 2,25 Mk. ohne Beleggeld. Einzelne Nummer 10 Pf. — Inserationsgebühr: die 7gehaltene Kolonelle 15 Pf., Inserate von auswärts 25 Pf., im Restamtteil Seite 1 Mk. Postrechnung: Nr. 5258 Berlin. — Einmaliger Rabatt kann verweigert werden, wenn nicht binnen 4 Wochen nach Empfang der Rechnung Zahlung erfolgt.

Nr. 218.

Magdeburg, Freitag den 18. September 1914.

25. Jahrgang.

Japan gegen England.

Gegen, nicht für! Und zwar als Bundesgenosse! Japan zieht für England das Schwert, bekämpft Deutschland vor Kantschau gemäß seinen vertraglichen Verpflichtungen, aber gleichzeitig und in der Hauptsache richtet es seine Kanonen gegen England, zerfetzt mit seinen Schrapnellern das ganze englische Prestige und unterhöhlt mit seinen Granaten die Fundamente der englischen Herrschaft. Und das alles auf englische Bitte hin, angeblich um England zu schützen!

So merkwürdig drehen sich die Dinge, wenn erst an einer entscheidenden Stelle das Ruhende in Bewegung gesetzt worden ist!

Die Absicht, um die sich England drehen muß, und die Japan in die längst ersehnte Lage des feindlichen Beschüßers bringt, heißt Indien. Wir haben gestern eine Meldung des im Haag erscheinenden „Neuen Courant“ vom 13. September wiedergegeben, die auf die deutsche Gesandtschaft in Peking als Quelle zurückgeht und folgendes besagt:

Japan hat der chinesischen Regierung eine offizielle Mitteilung zugeworfen, worin der Ausdruck des *Rebellen* in Indien bestätigt wird. Auf die Bitte Englands hat Japan militärischen Beistand gegen Indien zugesagt, aber unter schweren Bedingungen: freie Auswanderung für Japaner nach allen britischen Besitzungen am Stillen Ozean, ein Darlehen von 200 Millionen Dollar und freie Hand in China. England soll die Bedingungen angenommen haben.

England soll die Bedingungen angenommen haben. Also weiß die Haager Quelle noch nicht genau, wie sich das Kabinett Asquith entschlossen. Aber darauf kommt es nicht an. Ist es Tatsache, daß Indien sich erhebt, so vermag England jetzt nicht mit eigener Kraft des Aufstandes Herr zu werden, dann muß es andre Waffen für sich knattern lassen. Dann liegen die japanischen natürlich am nächsten; sie sind sogar die einzigen, die noch frei sind. Aber dann wird auch aus der Hilfe sofort der Angriff, wird sofort der

Bundesgenosse zum schlimmsten Feinde.

Denn in dem Augenblick, in dem auf Indiens Boden die ersten japanischen Schüsse fallen, ist Indien für England verloren. Das weiß Japan und nur, weil es das weiß, erklärt es sich zu der Expedition bereit. Japan tut äußerlich so, wie wenn es Indien für England erhalten will; tatsächlich treibt es Indien von Englands Seite. Japan rückt scheinbar aus, um Indien für England zu unterjochen; tatsächlich befreit es das Land von englischer Herrschaft, tatsächlich will es diese Befreiung durchsetzen.

Das liegt in der Linie der ganzen japanischen Politik. Das neue Kommando besteht nur darin, daß England selbst darum bitten muß, aus Indien hinausgeworfen zu werden; ja daß England sogar die baren Kosten des Feldzugs bezahlen muß! Das ist eine Tragikomi, wie die Weltgeschichte sie noch nie auf ihre blutigen Bretter gestellt hat.

Die Bedingungen, die Japan für seine England erdrückende Hilfe stellt, sind auch sonst weittragend und ruinös für die größte Weltmacht. Japan verlangt freie Einwanderung für seine Stammesangehörigen in alle englische Besitzungen am Stillen Ozean. Macht das englische Kabinett auch nur entfernt Miene, darauf einzugehen, so entsteht der

Schärfste Konflikt mit Australien.

Denn Australien und Neuseeland haben die Einwanderung von Japanern gesetzlich verboten; den Australiern geht vor nichts mehr als vor der gelben Gefahr. Will sich England in seiner indischen Not über diese Beschlüsse der australischen Parlamente hinwegsetzen, so erlischt sofort das Feuer unter den Resseln der Dampfer, die australische Passagiere ins

Mutterland zum Schutze der englischen Küste gegen die deutschen Barbaren bringen sollten. Die gleiche Abkühlung würde in Südafrika und in Kanada eintreten; auch dort will man keine Japaner dulden, auch dort wehrt man sich gegen asiatische Ueberschwemmung. Dann müßte der Virengeneral Louis Botha die Rede rückwärts halten, mit der er in der vorigen Woche im Kapparlament für die „gerechte Sache“ Englands eingetreten ist.

Diese englischen Schwierigkeiten sind aber erst der Anfang. Japan verlangt mehr; es will freie Hand in China haben und auch das würde England ihm zugestehen müssen, wenn die indische Blut der Empörung hoch genug steigen sollte. Freie Hand in China für die Japaner heißt Bündnis Japans mit China; um Englands Einfluß im Reich der Mitte auszuschalten. Japans Wahlspruch heißt seit seiner Erhebung zu einer Militärmacht, seit seinem Siege über Rußland:

Ostasien den Ostasiaten!

Jetzt hat es die längst ersehnte Gelegenheit erhalten, sein Programm durchzuführen, das natürlich im Orient darauf hinausläuft: Ostasien für Japan! Japan wird sich unerschwer mit China einigen, da die Chinesen nach demselben Ziele streben, da auch sie ihr Land von den fremden Gewalten befreien wollen. Japan wird mit Leichtigkeit den reaktionären Juanschkai beiseiteschieben, der über Nordchina gebietet; folgt er nicht willig, so weicht er der Gewalt. Japan wird mit Leichtigkeit die südchinesischen Revolutionäre an Juanschkais Stelle bringen, dieselben Revolutionäre, die es von Anfang an unterstützt hat, und die ihm daher sowieso zu großem Danke verbunden sind, und die dann mit Herz und Hand an der Seite des ostasiatischen Inselvolks streiten werden, das ihnen die vorläufige Erfüllung ihrer nationalen und politischen wie wirtschaftlichen Forderungen verheißt und garantiert. So grundverschieden im Leben wie Wesen auch die Japaner und Chinesen sind, diese Ansicht schlägt eine Brücke, die haltbar genug ist, um alle Befürchtungen für die Zukunft nach der Befreiung vom fremden Joch spielend tragen zu können. Das aber ist das

Ende der englischen Herrschaft.

in Ostasien. Das ist auch das Ende der englischen Herrschaft in Mittelasien. Die Asquith und Curzon glaubten schon Tibet in der Tasche zu haben; nun verschwindet das Gebiet von der Größe Europas auf immerwiedersehen und die Handelsstädte an Chinas Ostküste folgen mit. Hongkong, Peking, Schanghai fahr wohl!

Ist aber erst der Anfang mit der Durchführung des ostasiatischen Wahlspruchs gemacht worden, so ist es nur eine einfache Folge der Tatsache, daß die Parole sich schnell erweitert zu dem Rufe:

Asien den Asiaten!

Das heißt: Indien den Indern! Hin aus mit den Engländern, die uns jahrhundertlang ausgebeutet und geknechtet haben! Japan als der „Erlöser“ des Ostens wird volles Verständnis für den Ruf haben. Ist es erst so weit, China auf seiner Seite zu haben, China nach seinem Willen lenken und innen organisieren zu können, dann ist es nur noch ein Schritt, um die Maske abzuwerfen, um sich mit den Indern gegen England zu verbünden und auch in Indien den Einfluß zu erringen, den es an den Küsten des Gelben Meeres schon ausübt. Und geht das alles noch nicht offen, weil die Ereignisse sich überstürzen werden, so wird es verdeckt gehen. Darin hat Japan von — England und andern westeuropäischen Mächten schon fleißig und mit großem Erfolg gelernt.

Das Geriebene ist aber, daß Japan, um diese Pläne durchzuführen, von England

eine halbe Milliarde Mark Vorschuß

fordert! Und die köstliche Rache der Weltgeschichte, daß England zahlen muß, wenn es Indien nicht schlankweg fallen lassen will!

Zwei englische Lords haben sich in der vergangenen Woche hören lassen. Sie haben kundgetan, wie sie über Deutschland denken und was sie Deutschland zufügen möchten. Lord Curzon, der ehemalige Vizekönig von Indien, hofft sehnlichst, zu erleben, daß „die Lanzen

bengalischer Reiter auf den Straßen Berlins

funkeln und dunkelhäutige Gurkhas es sich in den Potsdamer Parks bequem machen“. Lord Bessford, einstmalig Lord der Admiralität, ist noch deutlicher: der Friede müsse in Berlin geschlossen werden, jedes deutsche Schiff in den Grund gebohrt, jeder deutsche Hafen zerstört werden. Die Krupp-Verkettungen will er in die Luft sprengen, den Kieler Kanal Dänemark geben. Die so sprechen, sind nicht etwa übergeschnappte Narren, auf die nicht zu achten sei; das sind Engländer von höchstem Ansehen, höchstem Range, von unmittelbarem Einfluß und entscheidender Macht! In derart zügelloser Weise wird das englische Volk zum Hass gegen das Deutsche Reich aufgestachelt; das sind die Ansichten, die die englischen Staatsmänner nun in den Kriegerversammlungen predigen, mit denen die breiten Massen mit Kriegslust erfüllt werden sollen!

Diese haßerfüllten Reden enthüllen der deutschen Welt, welches Schicksal die englischen Machthaber dem deutschen Volke bereiten würden, wenn sie nur könnten. Sie würden

das Deutsche Reich zerstückeln,

sie würden ihm die Lebensadern durchschneiden, sie würden es einschnüren und würgen, daß ihm jede weitere Entwicklung unmöglich wird; sie, die vor die neutrale Welt mit der heuchlerischen Versicherung treten, daß ihr Kampf nur der Abwehr der deutschen Begehrlichkeit gelte, daß sie alle, den Despoten eingeschlossen, nur für die Freiheit der europäischen Völker kämpfen!

Derweil sie hier mit diesen Reden glühender Rache in England von Versammlung zu Versammlung ziehen und die Massen anpeitschen, um Soldner für die Durchführung ihrer Pläne zu gewinnen, agitieren in Indien die Bengalesen und suchen England das Gefäß zu bereiten, das die englischen Lords dem deutschen Volke aufzubehalten wünschen. Nur mit viel größerer Aussicht auf Erfolg ist die bengalische Reiter der Weg nach Berlin unerschrocken für England ist aber die Besiegung seiner 75 000 Mann in einem 250-Millionen-Reiche der Gegner eine Frage nur von Wochen. Die Wochen werden zu Tagen werden, wenn Japan eingreift.

Die englischen Machthaber wollen Deutschland zerstückeln. Sie laufen Gefahr, entthront zu werden, und durch den Krieg, der Deutschland zurückwerfen sollte, selber um Besitz und Welt Herrschaft zu kommen. Die indische Revolution mag näher oder ferner sein: im Osten sitzt ein Gegner Englands, der nicht locker lößt, der das Eisen schmiedet, solange es warm ist, und der das Feuer ausläßt, damit die Blut um sich greift: Japan! Der Bundesgenosse Englands ist heute schon sein schlimmster Feind.

England ist auf dem besten Wege, in das Netz zu verstricken, das es Deutschland überwerfen wollte. Und die Kosten dieses eisernen Netzes hat es obenrein noch selber zu bezahlen! —

Die Kriegsmilliarden.

Die Regierung geht jetzt daran, die ihr am 4. August vom Reichstag bewilligte Kriegs-Anleihe zu realisieren.

Das Wort des alten Montecuculi von den drei Dingen, die zum Kriegsführen gehören, nämlich Geld, Geld und noch einmal Geld, gilt auch heute noch, nur hat es eine wesentlich andre Bedeutung. Jener Feldherr des Dreißigjährigen Krieges hatte es mit Söldnertruppen zu tun und mußte genau, daß der Grundsatz gilt: „Kein Gold, keine Schweizer.“ Auf Papiere ließen sich die Landsknechte nicht ein; bekamen sie nicht blaue Taler und Goldstücke in die Hand, dann machten sie einfach nicht mit. Auch die Schwertfeger und Büchsenmacher verlangten blankes Geld und soweit der Staat eigne Geschützgießereien hatte, mußte er das Material bar bezahlen. Wenn also der Feldmarschall von Geld spricht, meint er bares Gold und Silber.

Heute liegt die Sache insofern anders, als es so viel Metallgeld, wie die Staaten zum Kriegsführen brauchen, wenn sie alles bar bezahlen wollten, überhaupt nicht gibt. In Deutschland z. B. sind an Goldmünzen vom Jahre 1872 bis Ende März 1913 rund 5116 Millionen Mark geprägt worden, so daß 4935 Millionen gemünztes Gold in den Verkehr kamen. Wieviel von diesen Goldmünzen außer Landes gingen, wieviel eingeschmolzen, wieviel verloren gegangen sind, weiß man nicht. Sicher sind aber erheblich weniger als für 5 Milliarden Mark Goldmünzen im Umlauf. In Silbermünzen bleiben, wenn man die Einziehungen berücksichtigt, rund 1,1 Milliarden, von denen aber wieder ein Teil auf diese oder jene Weise aus dem Verkehr verschwunden ist. Es könnten also die 5 Milliarden Mark, die das Reich als Anleihe aufnehmen will, gar nicht aufgebracht werden. Aber es kommt auch gar nicht darauf an, sondern die Anleihe ist eine Kreditoperation, bei der dem Staate die Verfügung über einen Teil des Reichtums des Landes zugesprochen wird. In welcher Weise das geschieht, ist eine besondere Frage.

Das Reich fordert jetzt die Besitzenden auf, ihm Geld zu leihen, und zwar nicht die 5 Milliarden Mark auf einmal, sondern vorerst einen Teil. Das Geld wird verausgabt, fließt der Volkswirtschaft wieder zu und dann kann eine neue Anleihe stattfinden.

Jetzt sollen ausgegeben werden für eine Milliarde Schatzanweisungen. Außerdem werden Anleiheheine angeboten, indem man die Summe nicht begrenzt, sondern erst abwarten will, wieviel die Kapitalisten davon kaufen wollen. Der Unterschied zwischen den Schatzanwei-

sungen und den Anleiheheinen besteht darin, daß die ersten gewissermaßen Wechsel sind, die bis zu einer bestimmten Frist einzulösen, sich das Reich verpflichtet; die Anleiheheine dagegen sind Schuldscheine, auf die das Reich sich verpflichtet, Zinsen zu zahlen, aber den Betrag zurückzahlen behält es sich vor, wann es für gut befindet.

Die Verzinsung ist bei beiden Papieren 5 Prozent auf den Nominalbetrag, aber die Papiere werden zum Kurse von 97,50 für 100 des Nominalwertes ausgegeben. Die Schatzanweisungen sollen in Teilbeträgen von je 200 Millionen Mark vom 1. Oktober 1918 bis 1. Oktober 1920 halbjährlich ausgelöst werden und die ausgelösten Stücke werden dann zum vollen Nominalwert eingelöst, das heißt der Besitzer, der 97,50 Mark gab, erhält 100 Mark zurück. Somit bezieht der Besitzer fünf vom Hundert Zinsen, während er 97,50 statt 100 gibt; außerdem macht er noch einen Gewinn von 2½ Prozent, wobei je nachdem der Schein ausgelöst wird, dieser Gewinn etwas früher oder später, durchschnittlich aber in 5 Jahren erzielt wird. Die durchschnittliche Verzinsung berechnet sich auf 5,63 Prozent. — Die Anleiheheine werden mit 5 Prozent verzinst, aber da der Kurs 97,50 ist, so ist die tatsächliche Verzinsung 5,13 Prozent. Die Anleihe ist unkündbar bis 1924, es kann also während der nächsten 10 Jahre eine Reduktion des Zinsfußes nicht stattfinden, die Gläubiger sind sicher, in dieser Zeit den hohen Zinsfuß zu erhalten. Nach dem Kriege dürfte aber voraussichtlich bald der allgemeine Zinsfuß sinken und dann wird die Nachfrage nach derart hochverzinslichen Papieren groß sein, so daß den Besitzern die Aussicht winkt, sie mit Kursgewinn zu verkaufen.

Somit haben die Eigentümer von Geldkapital jedenfalls die Aussicht durch Herleitung dieses Kapitals an das Reich ein glänzendes Geschäft zu machen. Die Frage ist nur, ob das Reich für Zinsen und Kapital Sicherheit bietet. Hier kommt in Betracht, daß bei einem siegreichen Kriege Deutschland trachten wird, Kriegsentschädigungen zu erhalten. Dann zahlen die Schulden also die besiegten Völker. Ob diese Lösung möglich sein wird, ist freilich noch nicht abzusehen. Aber ein Verlust könnte die Gläubiger nur treffen, wenn der Krieg mit einer solchen Niederlage enden würde, daß dem Reiche der Staatsbankrott droht. Diese Möglichkeit erscheint ja wohl nach dem bisherigen Verlauf des Krieges unwahrscheinlich und die Gläubiger können darauf rechnen, daß das Reich als ihr Schuldner zahlungsfähig bleibt, daß es selbst, wenn die Einziehung von Kriegsentschädigung unmöglich wird, die Zinsen aufbringt aus den Steuern und sonstigen Einnahmen.

Aber eine andre Frage ist, wer denn nun im Besitz von Bargeld ist, um es der Regierung zu leihen. Es kommt da sowohl das Hartgeld in Frage als auch die Banknoten, die Anweisungen auf Gold sind, das in der Reichsbank lagert. Eigentümer dieses Hart- und Papiergeldes sind, abgesehen von den verhältnismäßig geringen Beträgen, die sich in Händen der Arbeiterbevölkerung befinden, die Geschäftsleute, die Rentner, die Bankiers. Sie haben zum Teil ihr Geld nicht in barer Münze oder Banknoten in ihren Geldschränken, sondern sie haben es den Banken anvertraut. Zunächst wird also die Operation derart vollzogen, daß jene Kapitalisten, die dem Reiche Geld leihen wollen, den Banken den Auftrag geben, von ihrem Gelde die neuen Schuldscheine des Reiches zu kaufen. Da das Reich dieses Geld alsbald wieder verausgabt, indem es an die Lieferanten von Kriegsbedarf zahlt, so fließt es wieder in den Verkehr zurück. Der Effekt ist also nur der, daß nach der Abwicklung der Kreditoperation eine Anzahl Personen, die vorher über Bargeld verfügten, nunmehr Besitzer von Schuldscheinen sind, die ihnen Zins abwerfen.

Es gibt indessen eine andre Schwierigkeit. Die meisten Eigner von Geldkapital lassen es nicht bei den Banken liegen, die geringen Zins zahlen, sondern sie treiben Handel mit Wertpapieren, Aktien und Schuldverschreibungen aller Art. In normalen Zeiten vollzieht sich nun die Sache in der Weise, daß jene Kapitalisten, die gewillt sind, ihr Kapital dem Staate zu leihen, das heißt die neuen Schuldscheine zu kaufen, vorher an der Börse ihre Wertpapiere verkaufen. Jetzt funktioniert dagegen die Börse nicht, der Verkauf kann nur erfolgen durch Vermittlung der Banken.

Aber was noch schlimmer ist, ein großer Teil jener Wertpapiere ist zurzeit überhaupt schwer verkäuflich. Es befinden sich für ein paar Milliarden Mark russische Staatspapiere in Händen deutscher Besitzer, ferner Aktien französischer, russischer, belgischer, englischer Unternehmungen, schließlich Aktien von Unternehmungen, die in neutralen Staaten gelegen sind, besonders amerikanischer. Am günstigsten wäre, wenn solche Papiere an das Ausland verkauft werden könnten. Dann würde Kapital deutscher Kapitalisten, das bisher in auswärtigen Papieren angelegt war, dem Deutschen Reiche zur Verfügung gestellt werden können. Ein solcher Verkauf an Länder, mit denen Deutschland im Kriege steht, ist nicht möglich, weil die Handelsbeziehungen abgebrochen sind. Es bleibt also nur der Verkauf in neutralen Ländern übrig. Wie aber der funktionieren wird, bleibt abzuwarten.

Millionäre.

Von Arkt Landtsberger.

(53. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

38. Kapitel.

Wie Leopold seine Tochter opfert.

„Nun Beer?“ empfing Leopold den Kommerzienrat in seinem Privatbureau. „Was gibts zu so ungewöhnlicher Stunde?“

„Sorge dafür, daß uns niemand hört!“ erwiderte Beer und legte Hut und Mantel ab.

Jetzt erst sah Leopold, daß Beer verstört und übernünftig war.

„Am Himmels willen, was ist passiert!“ rief Leopold und sprang auf.

„Ich bin mit meinen Kräften zu Ende“ — er sank auf einen Stuhl, der ihm am nächsten stand — „ich kann einfach nicht weiter — diese gefährlichen Geschäfte reiben mich auf — ich habe eine Harube — wie ein Alu, so schwer liegt's mir auf der Brust.“

„Du bist ja gar nicht krank!“ höhnte Leopold. „Du hast keinen Mut — bist zaghaft — und willst's doch zu was bringen!“

„Ich habe eben ein Gewissen. — Dank Du Gott, daß Du keins hast.“

„Du ich, tu ich!“ erwiderte Leopold. „Geld verdienen wollen, reich werden wollen und sich dabei den Rufus eines Gewissens gestatten, weißt Du, wie mir das vorkommt: wie ein Henker, der im Nebenamt Vorsitzender eines Vereins zur Abschaffung der Todesstrafe ist.“

„Die Geschäfte, in die Du mich hineintreibst . . .“

„Bringen Dir Hunderttausende!“ ergänzte Leopold.

„Und Dir?“

„Meinst Du, ich verbrech mit Deinem Kopf für nichts und wieder nichts? Dazu bist Du mir nicht reizvoll genug. Oder gar Deinem Sohn zuliebe.“

„Das ist es ja! — wenn er nicht wäre! Ich für mich, würde lieber hungern, ehe ich auch nur einen Silbergroschen . . .“

„Aber er ist!“ unterbrach ihn Leopold.

„Ja!“ höhnte Beer.

„Du also!“

„Und was wird, wenn man nach eines Tages zur Verantwortung zieht?“

„Du meinst . . . das wäre möglich?“ fragte Leopold zaghaft.

„Allerdings!“ Leopold setzte sich in seinem Stuhle zurück und nahm eine gerade Haltung an. Man sah förmlich, wie er innerlich von Beer abrückte.

„Ich glaube doch, es ist besser, wenn wir unsre geschäftlichen Beziehungen abbrechen.“ sagte er nach einer Weile.

„Das wird Dich kaum von der Verantwortung befreien!“

„Erlaub mal!“ widerbrach Leopold. „Was soll das heißen? Was gehen mit, Deine Geschäfte an?“

„Deinem Kopie sind sie entwirren!“

„Ich bestreite das!“

„Du hast es selbst vor zwei Minuten gesagt.“

„Ich?“

„Ich erinnere Dich an Deine Worte: meinst Du, ich verbrech mit Deinem Kopf für nichts und wieder nichts?“

„Das hat kein Mensch gehört!“

„Waaas?“

Leopold sah sich im Zimmer um — überzeugte sich, daß sie allein, die Türen geschlossen waren.

Beer sprang auf.

„Ich hab es gehört!“ sagte er volternd.

„Ich werde es aber bestritten.“ erwiderte Leopold in aller Ruhe.

„So werde ich es beidwören.“

„Es ist mir neu, daß ein Angeklagter zum Schwur kommt.“

„So wird es sich aus Deinen Büchern, aus den Belegen ergeben — aus der Buchung Deiner Gewinne.“

„Nein!“ erwiderte Leopold. „Das ist das nicht.“

„Was? — wie ist das möglich?“

„Darüber bedauere ich, Dir keine Aufschlüsse geben zu können.“

„So wirst Du sie einem andern geben müssen!“

„Mit Vergnügen! Meine Bücher stehen der Behörde jederzeit zur Verfügung!“

„Dann führst Du falsche Bücher!“

„Möglich!“

„Aber aus meinen wird man es erfahren, da steht jeder Posten vermerkt, den Du als Gewinnbeteiligung erhalten hast.“

„So werd ich sagen, Deine Bücher seien gefälscht —“

„Und warum sollte ich . . .“

„Auch dafür wird sich ein Grund finden!“ unterbrach ihn Leopold: „mehr als einer.“

„Zum Beispiel?“ fragte Beer.

„Meinst Du, ich werd' Dir auf die Nase binden? Jetzt, wo ich weiß, was Du vorhabst?“

„Du bist sehr vorsichtig geworden.“ erwiderte Beer, „nur schade, daß Du es nicht von jeher warst.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Nicht mehr und nicht weniger, als daß ich dem Untersuchungsrichter mit Halle Jacoby und dem Fernsprechamt leicht auf die richtige Spur helfen könnte.“

Leopold, der eben noch wie ein Sieger dagestanden hatte, sank immer mehr in sich zusammen.

„Wenn ich mir also unten ein Auto nehme“ — fuhr Beer fort und sah nach der Uhr — „es ist jetzt 1/10 Uhr und nach Moabit fahre, dann dürfte um 1/11 eine der Haftbefehle gegen Dich heraus sein.“

„Du wirst es nicht tun.“ rief Leopold mühsam hervor — „schon — Deines Sohnes — wegen!“

Beer trat vor ihn hin:

„Ich werde es tun, so wahr Gott lebt, wenn Du mich weigerst, meinen Sohn zu retten.“

„Ja!“ sagte Leopold und hielt ihm die Hand entgegen — „ich will es tun!“

Beer schlug ein.

„Danke!“ sagte er.

„Wiedel ist es?“ fragte Leopold.

„Um Geld handelt es sich diesmal nicht . . .“

„Sondern?“

„Um Deine Tochter!“

„Meine Tochter? Du — Du wirst doch nicht ohne behaupten, daß Dein Sohn und meine Tochter . . .“

„Beruhige Dich! Mein Mar ist Deiner Tochter niemals zu nahe getreten. — Ich habe im Gegenteile das Gefühl, daß die beiden sich so unähnlich wie nur irgend möglich sind.“

„Davon bin ich sogar überzeugt.“

„Das ändert aber nichts an der Notwendigkeit, daß sie sich heiraten.“

„Waaas?“

„Ich hätte meinem Sohn auch gewünscht, daß er in andre Kreise und nicht wieder in seine zurückgeheiratet hätte — aber —“

(Fortsetzung folgt.)

Magdeburger Angelegenheiten.

Magdeburg, den 17. September 1914.

Vorbeugende Gesundheitspflege.

Ansteckende Darmerkrankungen und Nahrungsmittel.

Für die wichtigsten ansteckenden Darmerkrankungen (Typhus, Ruhr, Cholera usw.), die seit langem auch als Kriegskrankheiten bekannt und gefürchtet sind, steht es fest, daß die Krankheitskeime nur durch den Mund einge- führt die Erkrankungen verursachen können.

Bei der Zubereitung und bei dem Genuß der Nahrungs- mittel kommen weiter die Hände in Betracht. Die Hände, namentlich die rechte Hand, sind die gefährlichsten Krankheitsüber- breiter bei allen denen, die Gelegenheit oder Veranlassung haben, mit Anwesenden, Kranken, mit deren Ausscheidstoffen, mit deren Geiß- und Bettwäsche in Berührung zu kommen.

Bei den inneren ansteckenden Krankheiten kommen in erster Linie die Träger und Trägerinnen, die Wäscherinnen usw. in Betracht. Sie häufig werden Erkrankungen durch unaufer- bare Hände der Mutter und Geschwister der von ihnen be- sorgten Kranken hervorgerufen.

Alle Hände wäschen vor jeder Zubereitung von Nahrungs- mitteln und vor jedem Essen! Aber das gründliche Händewaschen ist nicht leicht. Bei der Händewäsche 3, 5, 10 in es gewaschen eine Hand. Im Krankenhaus, wo die Gefahr der Krankheits- übertragung großer ist, stehen vor den Krankenzimmern häufige Desinfektionsmittel zum Waschen der Hände bereit.

Hände genügend vor Krankheitsübertragung zu schützen. Wer sich und andere sorgfältig schützen will, muß sich 4 bis 5 Minuten unter starker Schaumentwicklung — dazu ist am besten die gewöhnliche grüne Seife geeignet — gründlich waschen und bürteln.

In der warmen Jahreszeit ist die Gefahr der Erkrankung durch Nahrungsmittel drei- und vierfach vergrößert, weil alle Arten von Keimen und besonders die Krankheitskeime unter der ihnen zuzugewandten äußeren Wärme sich ins Unendliche vermehren. Das gilt namentlich von flüssigen Nahrungsmitteln.

Nach wieh gefährlicher ist aber in der warmen Jahreszeit die unüberwachte Behandlung der Milch, dieses wichtigsten und edelsten Nahrungsmittels, das in jedem Haushalt vor- handen ist. Man mache sich bei der Milch, nach nachlässiger wie beim Obst, hier, welche Hände und Gefäße bei der Handhabung in Frage kommen von der weitestenden Hand der Magd bis zur Aushändigung in der Küche durch den Milchjungen!

Die neue Zertifikatsordnung für Volksschulen macht den Schullehrern zur Pflicht, daß bei Lage und Einteilung der Klassen in bestimmtem Maße die landwirtschaftlichen und landwirt- schaftlichen Bedürfnisse der einzelnen Gegenden sorgfältig Be- achtung zu finden.

Der Postverkehr nach dem Ausland. Von jetzt ab werden Postpakete nach der Türkei (türkische Postanstalten) und nach Spanien und Portugal wieder angenommen.

Einigungsamt bei Zahlungsschwierigkeiten. Durch die Befestigung des Bundesrats vom 7. August d. J. über gerichtliche Bewilligung von Zahlungsstufen (Reichsgesetzblatt Seite 359) ist die Möglichkeit geboten, daß die Schuldner, die durch den Krieg nicht mehr in der Lage sind, ihre Verpflichtung in gewohnter Weise zu erfüllen, vom Gericht eine Zahlungsfrist bewilligen lassen.

Der Badebetrieb in der öffentlichen Badeanstalt in der Alten Gasse oberhalb der Langen Brücke wird mit dem 20. September, abends, geschlossen.

Das städtische Orchester gab am Mittwoch sein erstes „Festspiel“-Konzert in dieser Spielzeit. Das Programm wurde wieder von deutschen, österreichischen und ungarischen Komponisten be- stritten. Ein Italiener, Rossini war ausnahmsweise zugelassen, aber auch jenenfalls nur aus dem Grunde, weil der Handlungsstoff seiner Oper „Zell“ von der Opernreife gespielt wurde, sich in der neu- tralen Schweiz abspielt.

Von kleinen Helden.

Das junge Volk der Nachbarschaft spielt jetzt nur noch Krieg. Wenn ein Junge magie, den Streit zu treiben oder seine Freunde zum Ballspiel einzuladen, so würde er allgemeinster und tiefster Beschuldigung anheimfallen.

Sie stehen im bunten Abendkleide die Straße entlang, fangen die alten Soldatenkinder, ebenfalls hell und kerngesund wie die Heilbräuter, aber zehnmal hingeschnitten. An den Seiten stehen Fingerkletterer, gründen die feste Gesellschaft mit ungenutzter Herzlichkeit, auch ein wenig zimmern.

„Die Trommel rief zum Zuzieh.“ Er ging an meiner Seite. Gloria, gloria Victoria!“

Durch den Hausflur kommt ein ...

„Gloria Victoria“, brangen die Töne des seltsam wirren Refrains in den Flur, über die Treppen, über den Hof in leuchten den feinen Jugendzeit.

Der Junge kommt sie alle, die um halb geführten Tritten mit ...

„Was ist es doch zu ihm heute?“ sagte der Junge Loris. „Er ...“

„Gloria“, sagte der Gefährte in der Straße, langsam ...

„Kleib in für Dich, damit Du mal ein heurerer Soldat wirst.“

„Nein, einen Keller voll“, dachte er auf dem Nachhauseweg. So wenig, so wenig für uns alle.

Der kleine Paul kam eben mit seinem Köffchen aus seiner Ecke demogenommen und glückselig sah er nach dem Fenster zu dem bekannten Fenster in die Straße hin.

„Ich habe keine Hunger.“ Er ging ans Fenster, damit ihm die Köhnen nicht ins Ge- sicht sehen konnte. Er dachte lang, daß er in fernem Augen das ...

„Ich habe keine Hunger.“ Er ging ans Fenster, damit ihm die Köhnen nicht ins Ge- sicht sehen konnte.

„Ich habe keine Hunger.“ Er ging ans Fenster, damit ihm die Köhnen nicht ins Ge- sicht sehen konnte.

„Ich habe keine Hunger.“ Er ging ans Fenster, damit ihm die Köhnen nicht ins Ge- sicht sehen konnte.

„Ich habe keine Hunger.“ Er ging ans Fenster, damit ihm die Köhnen nicht ins Ge- sicht sehen konnte.

„Ich habe keine Hunger.“ Er ging ans Fenster, damit ihm die Köhnen nicht ins Ge- sicht sehen konnte.

„Ich habe keine Hunger.“ Er ging ans Fenster, damit ihm die Köhnen nicht ins Ge- sicht sehen konnte.

„Ich habe keine Hunger.“ Er ging ans Fenster, damit ihm die Köhnen nicht ins Ge- sicht sehen konnte.

„Ich habe keine Hunger.“ Er ging ans Fenster, damit ihm die Köhnen nicht ins Ge- sicht sehen konnte.

„Ich habe keine Hunger.“ Er ging ans Fenster, damit ihm die Köhnen nicht ins Ge- sicht sehen konnte.

acht Pfennig zugekauert. Ausgerechnet acht Pfennig.“ Das fanden die Bürgerstöchter zu dröckig und sie lachten aus vollem Halse.

Grete fuhr auf „ihre Wiege“. Wenn schon die Sonne über das Vorderhaus guckte, dann war Gretens Mutter hier mit den Kindern hinaus auf die Wiege gewandert.

Die kleine Veria, die noch nicht laufen konnte, lag bei der Mutter und riß Grashälchen aus, die sie mit wissenschaftlichem Eifer betrachtete.

„Werst wird aber die Nase und die Schnur gepust.“ sagte der Peter, und fuhr jedem in kratzig darüber, daß sich die Nase vor Heberzeugung ganz rot färbte.

Die Mutter als ihre Stulle meistens nicht, wenn die andern fertig waren, verweilte sie ihre nach. Die Stulle der Mutter schmeckte so gut wie Wagnon, oder nach besten.

Als der Vater in den Krieg gezogen war, kam die Freude ein Ende. Die Mutter machte das Sorgen und Vagen krank, die Jungen saßen traurig in der Gasse, Trude lang der kleinen Veria Stücken und weinte manche stille Träne.

Er sagte Trude, das kleine mutige Mädchen, den Entschluß: Sie gehen wieder hinaus auf die Wiege. „Darfen wir, Mutter?“

„Ich habe keine Hunger.“ Er ging ans Fenster, damit ihm die Köhnen nicht ins Ge- sicht sehen konnte.

„Ich habe keine Hunger.“ Er ging ans Fenster, damit ihm die Köhnen nicht ins Ge- sicht sehen konnte.

„Ich habe keine Hunger.“ Er ging ans Fenster, damit ihm die Köhnen nicht ins Ge- sicht sehen konnte.

